

3

Ich wartete im Wohnzimmer der Wallers auf sie. Die Wände waren voller Bücher, viele davon in fremden Sprachen, wie ein Schutzschild gegen das Hier und Jetzt. Bald erschien sie mit einer großen Handtasche und Jacken für sich und den abwesenden Jungen.

Ich holte mein Auto aus der Garage auf der Rückseite des Gebäudes, und dann fuhren wir landeinwärts in Richtung Ventura Freeway. Es war früher Nachmittag, die grelle Sonne blitzte auf Windschutzscheiben und Chromteilen. Ich schaltete die Klimaanlage ein.

»Wie angenehm«, sagte sie. Ihre Anwesenheit auf dem Beifahrersitz beförderte das trügerische Gefühl, die Zeit lasse sich zurückdrehen oder es eröffne sich eine neue Dimension. Eine Dimension, in der es mehr Zukunft gab als in der Welt, die ich kannte, und nicht so verdammt viel Verkehr.

Nachdem ich auf den Sepulveda Boulevard eingebogen war, legte ich mir eine ganze Weile lang eine Bemerkung zurecht.

»Ich habe das Gefühl, dass ich schon nicht mehr ganz so einsam bin, Mrs. Broadhurst.«

»Sagen Sie doch Jean. Mrs. Broadhurst, das klingt so nach meiner Schwiegermutter.«

»Ist das schlimm?«

»Nicht unbedingt. Sie ist eine durchaus respekteinflößende Frau – eine Dame, immer zuvorkommend. Aber innerlich ist sie furchtbar traurig. Das ist vermutlich der Sinn von Umgangsformen – alles zuzudecken.«

»Was macht sie denn so traurig?«

»Vieles.« Sie sah mir von der Seite ins Gesicht, in das eine sichtbare Auge. »Sie sind ziemlich neugierig, nicht wahr, Mr. Archer?«

»Das ist Teil meiner Arbeit.«

»Arbeiten Sie gerade?«

»Sie haben mich darum gebeten. Hat die Tatsache, dass ich im selben Haus wohne, irgendetwas damit zu tun, dass Sie in die Wohnung unten gegangen sind?«

»Die Tatsache, dass Sie Detektiv sind?«

»So ungefähr.«

»Möglich. Vielleicht waren Sie ja Teil des Gesamtphänomens. Ist das wichtig?«

»Für mich schon. Ich glaube nicht an Zufälle. Und ich weiß gern möglichst genau, wo ich stehe.«

»Wenn Sie das wissen, sind Sie ein Glückspilz.«

»Ist das eine Drohung?«, sagte ich.

»Eher ein Geständnis. Ich dachte an mich selbst – und wo ich stehe.«

»Wo wir schon mal bei Geständnissen sind – haben Sie Ronny heute Morgen nach draußen geschickt, damit er mir beim Vogelfüttern hilft?«

»Nein.« Ihr Ton war entschieden. »Das war seine eigene Idee.« Sie fügte hinzu: »Wenn Sie nicht an Zufälle glauben, dann bleibt auch kein Platz für Spontaneität. In Ihrer Welt.«

»Es ist nicht *meine* Welt. Ich interessiere mich für das Gesamtphänomen, das Sie eben erwähnten. Erzählen Sie mir davon.«

Sie antwortete zögernd. »Ich weiß nicht, was Sie hören möchten.«

»Alles, was zu der jetzigen Situation geführt hat.«

»Sie meinen es ernst, nicht wahr?« Ich hörte leises Erstaunen in ihrer Stimme.

»Ja.«

»Ich meine es auch ernst. Immerhin ist es mein Leben, und es zerbricht mir unter den Händen. Aber wenn ich es erklären sollte, wüsste ich nicht, wo beginnen.«

»Zeigen Sie mir einfach die Bruchstücke. Sie haben ja schon angefangen, mit Mrs. Broadhurst. Warum ist sie so traurig?«

»Sie wird alt.«

»Ich auch, aber ich bin trotzdem nicht traurig.«

»Ach nein? Egal, für Frauen ist es etwas anderes.«

»Wird Mr. Broadhurst nicht alt?«

»Es gibt keinen Mr. Broadhurst mehr. Er ist vor Jahren mit einer anderen Frau durchgebrannt. Stanley scheint dieses Muster nun zu wiederholen.«

»Wie alt war er, als sein Vater abgehauen ist?«

»Elf oder zwölf. Stanley spricht nie darüber, aber es war das prägende Erlebnis in seiner Kindheit. Ich muss es mir immer in Erinnerung rufen, wenn ich über ihn urteile. Als sein Vater verschwand, hat er das, glaube ich, noch schwerer genommen als seine Mutter.«

»Woher wissen Sie das, wenn er nie darüber spricht?«

»Sie stellen gute Fragen«, sagte sie.

»Geben Sie mir eine gute Antwort, Jean.«

Sie ließ sich Zeit. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber ein Blick aus dem Augenwinkel verriet mir, dass sie reglos dasaß, die Hände im Schoß. Der Kopf war über die leeren Hände gebeugt, als wollte sie einen Knoten entwirren oder eine Rolle Bindfaden abwickeln.

»Mein Mann ist schon seit einiger Zeit auf der Suche nach seinem Vater«, sagte sie, »und zerbricht allmählich daran. Oder vielleicht muss ich es umgekehrt sehen. Er sucht nach seinem Vater in der Hoffnung, dass er dadurch wieder ganz wird.«

»Hatte Stanley einen Zusammenbruch?«

»So konkret kann man das nicht sagen. Aber sein ganzes Leben ist eine Art Zusammenbruch gewesen. Er ist einer dieser Typen, die sich übertrieben selbstsicher geben, aber in Wirklichkeit überhaupt kein Selbstvertrauen haben. Und das macht beschränkt. Er hat nur mit knapper Not seinen Uni-Abschluss geschafft. So habe ich ihn überhaupt näher kennengelernt. Wir waren im selben Französischkurs, und er hat bei mir

Nachhilfe genommen.« Mit ironischer Bitterkeit fügte sie hinzu: »Das Prinzip der Nachhilfe hat sich dann bis in unsere Ehe fortgesetzt.«

»Das kann hart sein für einen Mann, mit einer Frau verheiratet zu sein, die klüger ist als er.«

»Für die Frau kann es auch hart sein. Aber eigentlich wollte ich gar nicht darauf hinaus, dass ich klüger bin als er. Er ist nur halt ein Mann, der noch nicht zu sich selbst gefunden hat.«

»Ist er denn auf der Suche?«

»Er ist verzweifelt auf der Suche, schon seit langem.«

»Nach seinem Vater.«

»So legt er es sich selbst zurecht. Er hat offenbar das Gefühl, dass ihm, als sein Vater ihn verlassen hat, der Sinn des Lebens abhandengekommen ist. Das klingt zunächst unsinnig, aber es ist doch etwas dran. Er ist wütend auf seinen Vater, weil der ihn im Stich gelassen hat, gleichzeitig aber vermisst und liebt er ihn. Beides zusammen kann eine lähmende Wirkung haben.«

Das starke Gefühl in ihrer Stimme überraschte mich. Sie hing mehr an ihrem Mann, als sie zugeben mochte.

Wir überquerten den niedrigen Pass und fuhren ins San Fernando Valley. Brauner Staub lag über dem Talgrund und verdeckte die Berge am anderen Ende. Als wäre er einem alten Film entsprungen, quälte sich ein Bomber aus dem Zweiten Weltkrieg vom Flughafen Van Nuys in die Lüfte und schwenkte nordwärts. Wahrscheinlich nahm er Kurs auf den Brand in Santa Teresa.

Ich teilte meine Vermutung nicht mit der Frau neben mir. Mir machte ein anderer Gedanke zu schaffen. Falls Stanley in die Fußstapfen seines Vaters treten und sich mit einem jungen Mädchen davonmachen wollte, würde er dann ausgerechnet dorthin fahren, wo seine Mutter wohnte? Las Vegas, vielleicht sogar Mexiko, wären plausiblere Ziele.

Wir fuhren an einem Wegweiser »Northridge« vorbei. Ich schielte zu der Frau hinüber. Sie saß vornübergebeugt, immer noch mit ihrer Bindfadenrolle beschäftigt.

»Wie weit ist Ihr Haus vom Freeway entfernt?«

»Ungefähr fünf Minuten. Warum?«

»Wir sollten dort mal vorbeischaun. Wir können nicht sicher sein, dass Stanley den Jungen nach Santa Teresa gebracht hat.«

»Sie meinen, sie könnten im Haus sein?«

»Es ist nicht wahrscheinlich, aber möglich. Lassen Sie uns jedenfalls nachsehen.«

Sie wohnte in einer Straße namens College Circle, in einem der nagelneuen Häuser mit zweistöckigen, von massiven Holzsäulen gestützten Vorbauten. Die Häuser unterschieden sich untereinander allein durch die Farben. Das der Broadhursts war dunkelblau mit hellblauen Säulen.

Jean betrat es durch den Vordereingang. Als ich der Auffahrt zur Rückseite folgte, stellte ich fest, dass sich hinter den beeindruckenden Säulen nur ein einfaches Reihenhaus verbarg, als hätte der Architekt versucht, Herrenhaus und Sklavenunterkunft in einem hinzustellen. Ein Rebenzaun trennte den Hinterhof von dem der Nachbarn.

Das Garagentor war verschlossen. Ich schaute durch das Fenster an der Seite. Das einzige Auto in der Doppelgarage, eine grüne Mercedes-Limousine, besaß keine Ähnlichkeit mit dem schwarzen Cabrio, das Stanley gefahren hatte.

Jean kam durch die Hintertür des Hauses heraus. Sie warf mir einen entsetzten Blick zu, dann lief sie über den Rasen zum Garagenfenster.

»Sie sind doch wohl nicht da drin, oder?«

»Nein.«

»Dem Himmel sei Dank. Ich dachte schon, sie hätten vielleicht Selbstmord begangen oder so etwas.« Sie warf einen Blick durchs Fenster. »Das ist nicht unser Auto.«

»Wessen denn?«

»Es muss ihr gehören. Jetzt fällt's mir wieder ein – sie und Stanley sind gestern Abend in verschiedenen Autos gekommen. Die hat vielleicht Nerven – ihr Auto einfach in meiner Garage abzustellen.« Jean sah mich an, ihr Gesicht verhärtete sich. »Übrigens hat sie letzte Nacht in Ronnys Bett gelegen. Die Sache gefällt mir nicht.«

»Zeigen Sie mal.«

Ich folgte ihr durch die Hintertür ins Haus. Man sah ihm an, dass seine Bewohner es im Stich gelassen hatten. In der Küchenspüle und auf den Arbeitsflächen stapelte sich schmutziges Geschirr. Auf dem freistehenden Herd standen eine Bratpfanne voller erstarrtem Fett und ein Kochtopf, dessen Inhalt nach Erbsensuppe roch, aber wie rissiger grüner Lehm aussah. Und die Fliegen waren auch schon da.

Das Zimmer des Jungen im ersten Stock war mit Bildern freundlicher Tiere tapeziert. Das Bettzeug war vollkommen zerwühlt, als hätte die Besucherin eine unruhige Nacht verbracht. Das Kissen hatte rote Lippenstiftspuren, wie eine Signatur, und darunter lag ein in verblichenes grünes Leinen gebundenes Exemplar des Romans *Das Vogelmädchen – eine Geschichte aus dem Tropenwald*.

Ich schlug es auf und fand ein Exlibris, den Stich eines Engels oder einer Muse, die mit einer Pfauenfeder eine Pergamentrolle beschreibt. Der Name auf dem Exlibris lautete Ellen Strome. Darunter war mit Bleistift ein anderer Name gesetzt: Jerry Kilpatrick.

Ich klappte das Buch zu und steckte es in meine Sakkotasche.

Jean Broadhurst kam hinter mir ins Zimmer. »Wenigstens hat er nicht mit ihr geschlafen.«

»Wo hat Ihr Mann übernachtet?«

»In seinem Arbeitszimmer.«

Sie zeigte mir das kleine Zimmer im Erdgeschoss. Ein paar Bücherbretter gab es dort, einen verschlossenen Rollschreibtisch, ein ungemachtes Liegesofa und einen grauen Stahlaktenschrank, der wie ein Denkmal am Kopfende des Bettes emporragte.

»Ist es normal, dass Stanley hier schläft?«, wollte ich wissen.

»Sie stellen ziemlich persönliche Fragen.«

»Sie werden sich daran gewöhnen. Ich schliesse daraus, dass er normalerweise hier schläft.«

Sie wurde rot. »Er hat nachts immer noch spät an seinen Akten gearbeitet. Er wollte mich nicht stören.«

Ich zog probenhalber an der obersten Schrankschublade. Sie war verschlossen.

»Was für Akten bewahrt er hier auf?«

»Das ist seine Herkunftsakte«, sagte sie.

»Seine Herkunftsakte?«

»Stanley führt eine Akte über seinen Vater – alle Informationen über ihn, die er zutage fördern konnte, was nicht sehr viele sind. Und alle falschen Fährten, denen er gefolgt ist – Dutzende von Personen, mit denen er gesprochen oder korrespondiert hat, um etwas über den Verbleib seines Vaters zu erfahren. Das war seine Hauptbeschäftigung in den letzten Jahren.« Mit säuerlichem Grinsen fügte sie hinzu: »Wenigstens wusste ich immer, wo er sich nachts aufhielt.«

»Was für ein Mann war sein Vater?«

»Das kann ich im Grunde nicht sagen. Das mag komisch erscheinen, angesichts all dieser Informationen« – sie klopfte gegen das Metall des Aktenschanks –, »aber Stanley spricht so gut wie nie über ihn. Er schweigt sich gründlich aus zu diesem Thema. Und seine Mutter noch gründlicher. Ich weiß immerhin, dass er Hauptmann der Infanterie im Pazifik war. Stanley hat ein Bild von ihm in Uniform. Er war ein gutaussehender Mann mit einem sympathischen Lächeln.«

Ich musterte die mit Sperrholz getäfelten Zimmerwände. Abgesehen von einem Monatskalender, der behauptete, es sei noch immer Juni, waren sie leer.

»Wo bewahrt er das Bild seines Vaters auf?«

»Unter Plexiglas, damit es sich nicht abnutzt.«

»Wodurch sollte es sich abnutzen?«